Open Access

DOI 10.1515/zrs-2014-0016

Karina Schneider-Wiejowski, Birte Kellermeier-Rehbein & Jakob Haselhuber (Hg.). 2013. *Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache*. Berlin, Boston: De Gruyter. 578 S.

Dieser Band ist Ulrich Ammon gewidmet und bildet das thematische Spektrum seines Wirkens in 32 Beiträgen ab. Die Herausgeber haben es sinnvoll zweigeteilt: in einen den Blick nach innen richtenden Teil I zur „Vielfalt und Variation der deutschen Sprache“ sowie in einen den Blick nach außen richtenden Teil II zur „Sprachenpolitik und internationale[n] Stellung von Sprachen“. Im ersten Teil bilden Beiträge zur Standard/Nonstandard-Unterscheidung und damit verbundenen Normenfragen, zu Fach- und Gruppensprachen sowie zur Plurizentrik des Deutschen thematische Blöcke, im zweiten Teil Beiträge zur Sprach(en)politik und -planung sowie zum Deutschen als Fremdsprache (DaF).

Probleme der Abgrenzung von Standard und Nichtstandard behandelt Birte Kellermeier-Rehbein. Sie kommt zu dem Schluss, dass „eine tolerante Auslegung des Standard-Begriffes“ (S. 21) geboten sei und man sich von der „Vorstellung einer invarianten Standardvarietät“ (S. 21) verabschieden müsse – eine Forderung, die man immer wieder auch an die Fremdsprachendidaktik richten sollte, die noch allzu oft das Bild einer einzig „richtigen“ (norddeutsch dominierten) Standardnorm des Deutschen vermittelt. Zuzustimmen ist auch dem Plädoyer, Neuerungen nicht vorschnell als „falsch“ einzustufen, sondern ihre temporäre Koexistenz mit den alten Formen als Stufen des Wandels zu akzeptieren. Für Vít Dovalil sind Normen Ergebnis der Interessenverfolgung von Gruppen in einem „sozialen Kräftefeld“ (S. 76) und damit Ausdruck der herrschenden, aber wandelbaren Machtverhältnisse. Varietätengebrauch wird damit zum Index der (Nicht-)Befolgung von Normen. Jakob Ebner nähert sich der Standard-Nichtstandard-Frage varietätensystematisch, indem er Entwicklung, areale und soziale Verteilung sprachlicher Formen an Lokaladverbien darstellt. Die differenzierten Dialektsysteme seien in divergierende areal- und soziolinguistische „Krauffelder“ (S. 193) geraten bzw. standardsprachlich in ein weniger differenziertes System umgewandelt worden. Der Titel *Aufhin – hinauf – nach oben – hoch* deutet die areale (*aufhin* vs. *hinauf*), diastratische (*hinauf* vs. *hoch*) und typologische Divergenz (synthetisch *hinauf* vs. analytisch *nach oben*) an.

Rüdiger Harnisch: Universität Passau, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft, Innstraße 25, D-94030 Passau, E-Mail: ruediger.harnisch@uni-passau.de

© 2014, Rüdiger Harnisch, published by de Gruyter

This work is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Die Reihe der Beiträge zur Plurizentrik eröffnet Regula Schmidlin, die sich den Laienurteilen über plurizentrische Varietäten widmet. Aus ihren Befragungen geht hervor, dass – in Eintracht von Auto- und Heterostereotyp – die Überzeugung vorherrscht, die Standardsprache könne geographisch lokalisiert werden: in Deutschland bzw. seinem Norden. Diese „monozentrische Standardideologie“ (S. 39) wirke sich in Bezug auf die Schweiz mit ihren varietätenpragmatischen Spezifika besonders negativ aus. Vor diesem Hintergrund thematisieren Hans Bickel & Lorenz Hofer die Rolle eines der Schweiz „angemessenen“ Standarddeutschen (S. 79). Sie plädieren dafür, dass man sich dort genau so viel Freiheit für einen eigenen Standard nehmen *dürfe*, wie dies Sprecher anderer – insbesondere deutschländischer – Regionalstandards auch tun, dass sich die Deutschschweizer diese Freiheit aber auch nehmen *müssten*, um sich ein an Helvetismen erkennbares Standarddeutsch zu eigen zu machen, dem sie in angemessenen Situationen dann auch wieder mehr Platz in ihrem Varietäten-Diastratum geben könnten.¹ Teutonismen stellt Karina Schneider-Wiejowski in den Mittelpunkt, die gegenüber Austriazismen und Helvetismen noch untererforscht sind, obwohl – eigentlich: gerade weil – sie dem politisch größten deutschsprachigen (dem „deutschländischen“) Areal zuzuordnen sind, das wie selbstverständlich „Normalität“ für sich beansprucht bzw. dem diese zugeschrieben wird (vgl. S. 43). Einen Ausweg hieraus weist Sara Hägi mit DaF-Lehrkonzepten, die von Anfang an die D-A-CH-Plurizentrik einbeziehen. Mit Vorschlägen zur Berücksichtigung solcher Konzepte im Unterricht hat sie „Ammon (1995) didaktisiert“ (so der Titel) und versucht damit der plurizentrischen Sprachrealität gerecht zu werden. Jarmo Korhonen überprüft drei deutsch-finnische Handwörterbücher daraufhin, inwieweit sie auf die Nord- und Süd-Standards v.a. der Aussprache im Deutschen eingehen. Das Ergebnis sei so ungünstig ausgefallen, dass den nationalen und regionalen Standards in der von Korhonen besorgten Neuauflage des *Deutsch-Finnischen Großwörterbuchs* besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden sei.

Der Beitrag von Csaba Földes zum Ungarndeutschen nimmt, dezidiert empirisch fundiert, weitreichende theoretische Reflexionen zum „Spannungsfeld von Variation und Mehrsprachigkeit“ – auch unter normativen Gesichtspunkten – vor. Nach Darstellung verschiedener Ausprägungen von „Sprachmischungserscheinungen“ (S. 126) (Transferenzen, Kode-Umschaltungen) kommt er zu ei-

¹ Die Beiträge zur Schweiz runden Hans Goebel, Yves Scherrer & Pavel Smečka mit einem Aufsatz über die Dialektometrisierung des Gesamtnetzes des *Sprachatlases der deutschen Schweiz* ab (mit sechs farbigen Karten). Er ist nicht der Diastratik des schweizerdeutschen Varietätengefüges gewidmet, sondern der Diatopik der Basisdialekte.

nem Plädoyer für ein sprachdynamisches Modell von Mehrsprachigkeitssituationen. Der Einzelne müsse sich im Gebrauch der Varietäten in der Interaktion ständig anpassen. Die dabei natürlich auftretende Varianz sei vor diesem Hintergrund aber nicht als normenverletzende Fehlleistung aufzufassen, sondern als hochflexible Reaktion auf die jeweils gegebenen kommunikativen Anforderungen.

Fach- und generationensprachliche Thematik verbindet drei weitere Beiträge. Norbert Dittmar bespricht Wieses „Kiezdeutsch“ (2012). Bei aller Sympathie für deren Bemühen, die Merkmale „multiethnisch geprägter jugendsprachlicher Stile in Großstädten“ (S. 195) herauszuarbeiten, sieht er ihre Arbeit als Beispiel dafür, wie „grundständige variationslinguistische Methodik [...] in Vergessenheit geraten“ (S. 196) sei. Eva Neuland plädiert dafür, die „Soziolinguistische[n] Dimensionen (inter)generationellen Sprachgebrauchs“ (S. 209) nicht auf Jugendsprache einzuengen, sondern die umfassendere Kategorie der Generation stärker zu berücksichtigen. Dabei solle man wie in der Soziologie nach gesellschaftlicher, familialer und intergenerationaler Dimension des Generationsbegriffs differenzieren und eine kulturkontrastive Dimension einbeziehen, z. B. was Vergleiche der Anredeformen in den Generationen betrifft. In Bezug auf Ammons Aufsatz „Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede“ (1972) nimmt Hitoshi Yamashita Anredeformen zum Ausgangspunkt dafür, die „verschleiende Funktion“ (S. 225) von Redeweisen generell zu analysieren. Als seit 1991 im Diplomatischen Dienst Tätiger beschreibt Ammons Schüler Jakob Haselhuber die seinen beruflichen Lebenslauf begleitenden Eigenheiten des Beamtendeutschen, zu dem er scherzhaft fragt: „Fachsprache oder Fremdsprache?“ (S. 245). Ebenfalls aus dem Rahmen der Leitthemen tretend, stellt Harald Haarmann zu Kulturwörtern wie *Theater* Reflexionen über „Langzeitwirkungen im Sprachkontakt“ (S. 143) an. Damit ist gemeint, dass viele Kulturwörter Teil eines alteuropäischen Sprachguts sind und über das Griechische nur vermittelt und über die Donauzivilisation verbreitet worden seien.

Von den Beiträgen des zweiten Teils gruppieren sich vier um den Komplex *Europäische Union* (EU). Zunächst fragt Sue Wright: „Why isn't EU language policy working?“ (S. 259) Sie beantwortet das mit Hinweis auf die noch latent wirksamen ‚Vermächtnisse‘ der Nationenbildung, bei der einer gemeinsamen Sprache eine entscheidende Rolle zukam, und der Globalisierung, bei der Sprachpolitik immer auch als Instrument hegemonialer Bestrebungen wahrgenommen wurde. Beide Auffassungen stuft sie als anachronistisch ein und wirbt für „English as a lingua franca“ (ELF) (S. 259). Dessen globalerer Charakter, „that has decoupled from London and Washington power bases“ (S. 270), soll es den Europäern erleichtern, ihre Auffassung von der Rolle der Nationalsprachen als Stifter kultureller Identität aufzugeben. Doch wo eine supranatio-

nale Identität, durch die eine solche *lingua franca* befördert würde, bei den Bevölkerungen zu sehen sein soll, wird ebenso wenig thematisiert wie der Umstand problematisiert wird, dass die Nähe des ELF zu englischen Nationalsprachen eben doch auch handfeste politische und wirtschaftliche Vorteile für deren Sprecher bedeuten könnte. Es ist ja nicht zu erkennen, dass Politik und Handel (genauso wenig wie kulturelle Identität) von den anglophonen Profiteuren europäisch-supranational gedacht würden, sondern vielmehr sehr wohl von nationalen Interessen geleitet bleiben. Zum gleichen Thema stellt Georges Lüdi die Frage: „Ist Englisch als *lingua franca* eine Bedrohung für Deutsch und andere Nationalsprachen?“ (S. 275) Der Autor meint, dass es im internationalen Austausch v. a. in Wissenschaft und Wirtschaft einen Wettbewerbsvorteil bedeute, wenn man weder auf der eigenen nicht-englischen Sprache beharre, noch einfach ins ELF wechsele, sondern „den Trumpf der Mehrsprachigkeit“ (S. 289) spiele. Wo aber, so könnte man pragmatisch zurückfragen, wird es die konkrete Situation geben, bei der die/der in diesem Sinne mehrsprachige – zum Beispiel – Deutsche nicht zum ELF greift? Auf den Boden der ernüchternden Tatsachen zurückgeholt wird man im Beitrag von Jan Kruse. Gestützt auf eine Umfrage bei Abgeordneten berichtet er unter dem Titel „I do not understand the EU-Vorlage“ von den Folgen der sprachenpolitischen Praxis der EU für den Deutschen Bundestag. Unter der derzeitigen mangelhaften Übersetzungspraxis nähmen die im Lissabonner Vertrag vereinbarten Mitwirkungsrechte Schaden. Nur konsequente Versuche einer Stärkung des Deutschen in der EU, nicht aber wirkungslose Beschwerdeschreiben, wie sie der Bundestag periodisch verfasse, könnten hier Besserung schaffen.

Nicht gut für das (Hoch-)Deutsche könnte es nach Auffassung von Hideaki Takahashi bald auch in Luxemburg aussehen. Sein Aufsatz ist der erste einer Reihe von Beiträgen zur Stellung von Deutsch und Niederländisch in Europa und Übersee. Der Autor befürchtet, dass im Zuge der Statuserhöhung des Letzeburgischen als dritter Hochsprache zwangsläufig mit einer Statusminderung des Deutschen zu rechnen sei. Die negativen Folgen für die luxemburgischen Außenbeziehungen zu den deutschsprachigen Ländern würden von dieser Sprachpolitik noch zu wenig bedacht. Im arealen Benelux-Kontext weist Jeroen Darquennes in seinem Beitrag über Perspektiven der Forschung zum Deutschen „als Muttersprache in Belgien“ (S. 349) u. a. auf die Frage hin, in welchem Spannungsverhältnis zwischen Mundart und (Fremd-)Sprache das benachbarte Luxemburgische für die „Altbelgier“ steht. Neben einer Reihe von klassischen Themen der Soziolinguistik werden als künftige Forschungsfelder auch perzeptionslinguistische und einstellungsmessende Untersuchungen zu Deutschbelgien genannt. Um die Standardsprachlichkeit des Rumäniendeutschen geht es bei Ioan Lăzărescu. Diese sei v. a. noch durch den Gebrauch in Kirche und Schule (wo Deutsch

nicht nur Lehrgegenstand, sondern Unterrichtssprache sein kann) sowie Medien und Belletristik gegeben. Wie es damit jedoch jenseits dieser überwiegend rezeptiven Domänen beim produktiven Gebrauch in der Alltagssprache aussieht, wird nicht beleuchtet. Am Fall des Pommerischen im brasilianischen Bundesstaat Espírito Santo wird das neuere sprach(innen)politische Projekt der sog. „Kooffizialisierung“ (S. 411) von Minderheitensprachen behandelt. Darunter ist nach Mônica Maria Guimarães Savedra & Beate Höhmann die staatliche Finanzierung der Standardisierung des Pommerischen und seine Implementierung an staatlichen Vor- und Grundschulen einschließlich der Lehrerbildung zu verstehen. Da diese Politik alle neun Varianten des Brasiliendeutschen betrifft, bliebe das Faktum kritisch zu beleuchten, dass damit eine Zersplitterung der deutschen Sprachgemeinschaft unterstützt wird, die sowohl die landesinterne Kommunikation als auch diejenige mit den außerbrasilianischen deutschen Sprachgemeinschaften erschwert. Diese Nachteile werden mit den Vorteilen der praktizierten Sprachpolitik für die Identitätsstiftung durch die Regionalvarianten nicht verrechnet. „Dutch in the world“ (S. 427) ist Gegenstand des Beitrags von Roland Willemyns & Helga Bister-Broosen. Nach Schilderung der Geschichte des Niederländischen und seiner kreolischen Ableger in den Kolonien wird die Lage dieser Varietäten sowie die der einzig verbliebenen niederländischen Tochttersprache Afrikaans in Südafrika und Namibia beschrieben. Sie stehe mittlerweile im Überlebenskampf (*taalstryd*). In ihrer „Fallstudie Namibia“ (S. 325) exemplifizieren Martin Pütz & René Dirven „Sprachplanungsmodelle aus Sicht der Kognitiven Soziolinguistik“ (S. 325). Diese Modelle hätten ihre Wurzeln in Aufklärung und Romantik: Standardsprachen als Schlüssel zur Bildung vs. als Bedrohung kleinräumiger Identitäten. In Namibia sei mit der Entscheidung für Englisch als Standardsprache zunächst das rationalistische Modell verfolgt worden, während inzwischen eine gespaltene Ideologie vorzufinden sei, die einerseits das Englische als Mittel der nationalen Einheit und internationalen Kommunikation schätze, andererseits Loyalität zu indigenen Regionalsprachen pflege.

In einem weiteren Bündel von Aufsätzen werden der gesteuerte Erwerb von DaF und die Nachfrage danach thematisiert. Hierzu fragt Sandro M. Moraldo wenig optimistisch: „Ob die deutsche Sprache als mögliche zweite Fremdsprache nach Englisch [...] in Italien eine Zukunft haben wird, hängt nicht zuletzt davon ab, inwieweit sich die Fremdsprachpolitik Italiens noch korrigieren lässt“ (S. 391). Die „Nachfrage nach Deutschkenntnissen im heutigen Russland“ (S. 477) geht nach Natalia Troshina zwar zurück, doch bewahre Deutsch seine Position als meistgefragte zweite Fremdsprache, weil in der Kombination Englisch/Deutsch gute Berufschancen gesehen würden. Aus der Sprachlehrpraxis an der Universität Sydney berichtet Brian Taylor über einen Lesekurs, der an die Bedingungen eines nachlassenden Interesses am Deutschen angepasst

wurde. „Didaktische Überlegungen in der Lehrwerksentwicklung für Hochschuldeutsch in China“ stellt (S. 489) Jianhua Zhu am Beispiel eines Lehrwerks dar, das schon gleich von der für China angemessenen „Tertiärsprachvermittlung“ (S. 496) ausgeht. Dirk Scholten-Akoun legt einen Bericht über ein Austauschprojekt zwischen der Tsinghua-Universität in Peking und der Universität Duisburg-Essen vor, in dessen Rahmen die „Motivation für die Wahl Deutschlands als Studienort“ (S. 501) ergründet werden soll. Yu Chen nimmt „Die deutsche Sprache für chinesische Studierende an deutschen Hochschulen“ (S. 517) unter die Lupe. Als negative Faktoren macht er u. a. mangelnde Kontakte mit Deutschsprachigen und die zunehmende Etablierung des Englischen als Lehrsprache an deutschen Universitäten aus.

Die beiden letzten Beiträge beschäftigen sich mit Stereotypen im nationalen Vergleich. Rupprecht S. Baur, Stefan Ossenbergh & Marina Zarudko erforschten „nationale Bilder in unseren Köpfen“ (S. 549), die Russen und Deutsche voneinander haben und die sich rund um Stichwörter wie *Sparsamkeit*, *Zuverlässigkeit*, *Nationalstolz* oder *Staatsgläubigkeit* sammeln. Darunter sind jene besonders interessant, die wie *Staatsgläubigkeit* von beiden Gruppen gegensätzlich gewertet werden. Sonja Vandermeeren behandelt „Kulturdimensionen und Stereotype“ (S. 563) in Dänemark und Deutschland, die sich um teilweise die gleichen Stichwörter gruppieren, und kommt u. a. zu dem Befund, dass sich die Vorstellungen von Dänen und Deutschen auto- und heterostereotyp in Bezug auf *Nationalstolz* und *Individualismus* signifikant unterscheiden.

Insgesamt ist dieser Band ein facettenreicher State-of-the-Art-Report zu den Themen Standardnormen, Plurizentrik und Stellung des Deutschen als Gebrauchsvarietät und Lerngegenstand. Durch das Verfahren, jedem Beitrag ein Abstract voranzustellen, ist den Lesern eine schnelle Inhaltserfassung möglich. Außer durch die Überschriften zu den Teilen I und II werden den Lesern leider keine weiteren, unterhalb dieser Einteilung liegenden Hilfen zur inhaltlichen Sortierung gegeben. Über das zweiseitige Vorwort hinaus hätte man sich eine Einleitung in die thematische Gruppierung der Beiträge und das dahinterstehende Raisonement oder ein abschließendes Kapitel gewünscht, das die in den Beiträgen gewonnenen Erkenntnisse bündelt und auf eventuelle Konvergenzen oder Kontroversen in der Forschungsentwicklung zu den Leitthemen aufmerksam macht.

Erfreulich ist, dass die aktuelle Soziolinguistik und sprachpolitische Forschung im Wirkungskreis von Ulrich Ammon der sprachlichen Diversität und – unausgesprochen – ökologischen Vielfalt der Sprachen wohlwollend viel Raum gibt. Das war nicht immer so. Zu Zeiten des sozialkompensatorischen Überschwangs in der ‚nach-68-er‘-Soziodialektologie lief man Gefahr, sprachliche Vielfalt in Form der Dialekte, die man als Sprachbarrieren und Bildungshinder-

nisse ausgemacht hatte, zugunsten hochsprachlicher Einschichtigkeit aufs Spiel zu setzen. Als man unter den Vorzeichen der Globalisierung meinte, ohne Englisch sozial nicht weiterkommen zu können, kehrte diese Einstellung wieder. Nun erschienen die nicht-englischen Standardsprachen als hinderlich und zugunsten eines Globalität und sozialen Erfolg verheißenden Englisch in den betreffenden Bereichen als verzichtbar. Solche Einstellungen haben aber im Lauf der Zeit differenzierteren Auffassungen vom Wert der Varietäten gleich welchen sozialen und politischen Ranges Platz gemacht. Von dieser erfreulichen Entwicklung ist in diesem Band vieles nachzulesen. Und damit, dass seine Beiträge überwiegend auf Deutsch verfasst sind, tut er nicht wenig für das Deutsche als Wissenschaftssprache – ein Thema, das in diesem Band allerdings leider überhaupt nicht explizit behandelt wird.

Literatur

- Ammon, Ulrich. 1972. Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 7, 73–88.
- Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Wiese, Heike. 2012. *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*. München: C. H. Beck.